

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Gensel.

der Rheinischen Volkszeitung

Rotationsdruck und Verlag von
Germann Rauch, Wiesbaden.

Nachdruck aller Artikel verboten.

Nummer 26

Sonntag, den 23. Mai 1915

33. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 23. Mai: Hl. Pfingstfest. **Montag, 24. Mai:** Pfingstmontag. **Dienstag, 25. Mai:** Gregor VII. **Mittwoch, 26. Mai:** Philippus (Quatember). **Donnerstag, 27. Mai:** Maria Magdalena. **Freitag, 28. Mai:** German. **Samstag, 29. Mai:** Maximinus.

Pfingsten

Evangelium des hl. Johannes 14, 23—31.

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Wenn mich jemand liebt, so wird er mein Wort halten, und mein Vater wird ihn lieben; wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm nehmen. Wer mich nicht liebt, der hält meine Worte nicht, und das Wort, welches ihr gehört habet, ist nicht mein, sondern des Vaters, der mich gesandt hat. Dieses habe ich zu euch geredet, da ich noch bei euch bin. Der Tröster aber, der Heilige Geist, den der Vater in meinem Namen senden wird, derselbe wird euch alles lehren und euch an alles erinnern, was immer ich euch gesagt habe. Den Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch; nicht wie die Welt gibt, gebe ich ihn euch. Euer Herz betrübe sich nicht und fürchte nicht! Ihr habt gehört, daß ich euch gesagt habe: Ich gehe hin und komme wieder zu euch; wenn ihr mich liebet, so würdet ihr euch ja freuen, daß ich zum Vater gehe; denn der Vater ist größer als ich. Und nun habe ich es euch gesagt, ehedenn es geschieht, damit ihr glaubet, wenn es geschehen sein wird. Ich werde nun nicht mehr viel mit euch reden; denn es kommt der Fürst dieser Welt; aber er hat nichts an mir, sondern damit die Welt erkenne, daß ich den Vater liebe und tue, wie mir es der Vater befohlen hat.

✱

Pfingsten, der Geburtstag der Kirche! Denn das Leben, die Seele der Kirche ist der heilige Geist, die dritte Person der Gottheit. Am Pfingstfest des Jahres 33 stieg diese Seele in den von Christus Jesus während dreier Jahre gebildeten und vorbereiteten Leib herab, senkte sich auf die junge Gemeinde und gab dem Haupte dieser Gemeinde, dem hl. Petrus, den ersten Anstoß zur Betätigung ihres Lebens und Wirkens. Dieses erste Regnen der heiligen Seele war von so außerordentlicher Wirkung, daß, wie die Apostelgeschichte berichtet, sich am ersten Tage bei dreitausend Seelen der Kirchengemeinde angeschlossen. Und dann nahm die Kirche einen unaufhaltsamen Siegeslauf über den Erdbreis, hier und da unterbrochen und aufgehalten durch Widerstand und Kampf ihrer inneren und äußeren Feinde, selbst durch Abkehr von zahlreichen Kindern, im übrigen aber ihrem Bräutigam die Ehre und die Treue bewahrend bis auf den heutigen Tag.

Neulich besuchte ich in der Nachbarschaft eine alte Frau. Als ich ins Zimmer trat, sah ich auf dem Tische Blumensträuße, geöffnete Postpakete, goldrandige Teller mit Kuchen und Süßigkeiten, eine gekapselte und mit prunkender Etikette verzierte Weinflasche. Ich wußte es noch nicht, aber sie erklärte mir sofort, sie feiere heute ihren achtzigsten Geburtstag, und das seien die Sachen, die die Kinder und Enkel ihr geschickt hätten. Und mit Stolz und Freude gab sie mir die Briefe zu lesen, die die Gaben begleitet hatten. Es waren rührende Zeichen der Anhänglichkeit und Dankbarkeit, welche die Kinder in der Welt draußen der achtzigjährigen, ehrwürdigen Mutter entgegenbrachten für all die Liebe und Sorge, die sie von ihr erfahren. Was gebührt wohl der, die unsere Mutter ist der Gnade nach, unsere liebende, sorgende, ehrwürdige Mutter, unsere heilige katholische Kirche? Wir können ihr keine größere, reinere Freude machen, als wenn wir mit Segenswünschen und Gebeten aus den Rippen uns ihr nahen und ihr sagen, wie unser ganzes Denken und Trachten, unsere Treue und Liebe, unser Leben und Sterben, ihr gehören solle. Niemand auf der Welt hat Anspruch auf größeren Dank als unsere Kirche. Die Kirche ist die Führerin der Völker aus Nacht und Dunkel der Unkultur zum vollen Lichte der Gesittung und des wahren Menschentums. Den Israeliten leuchtete des Nachts die Feuer Säule und zeigte ihnen den Weg, damit sie durch die Wüste den Weg fanden und ihren Feinden nicht in die Hände liefen. Die Feuer Säule, der Leuchtturm für die Menschheit der Gegenwart, ist die katholische Kirche. An ihr orientiert sich der Mensch, und wäre er ein Riese an Geist, Verstand, Herrschertalent, am ersten und sichersten, ob er auf dem rechten Wege ist, ob die Ergebnisse seiner Forschung, seiner Ordnung Kinder der Wahrheit oder des Irrtums sind. Die Wegner der Kirche suchen zwar die Kirche als reines Menschenwerk, wo Irrtum und Lüge zu Hause sei, als unglaublich zu

brandmarken. Sie weisen hin auf die menschlichen Verfehlungen, die sich einzelne hochgestellte Mitglieder der Kirche haben zu Schulden kommen lassen, und fügen noch Lüge und Verleumdung hinzu, um die urteilslose Menge gegen die Kirche einzunehmen und ihnen die Liebe zu ihr zu rauben. Wir aber wissen, wie weit sich in der Kirche Menschliches und Fehlerhaftes erstrecken kann, wo der Irrtum Halt machen und die Wahrheit aufleuchten muß. Deshalb versagen die wahrheitswidrigen Reden bei uns nicht. Sie bewirken das Gegenteil. Je mehr meine Mutter gelästert wird, je mehr sich von ihr abwenden und schmähend das, was sie früher verehrten, desto enger schließe ich mich an sie an, desto mehr suche ich ihr Freude zu machen und ihr Stolz zu sein.

In Zeiten, wo die Menschen gefährlichen Lehren und Anschauungen huldigen, wo öffentliche Drangsale und schicksalsschwere Land- und Völkerkatastrophen über sie hereingebrochen sind, richten die Völker, auch wenn sie der Kirche fern stehen, unwillkürlich ihren Blick nach Rom, der Zentrale der Kirche und dem Sitz ihres Oberhauptes, um zu sehen, wie sich der oberste Leiter der Weltkirche, die dreihundert Millionen zu ihren Mitgliedern zählt, zu der Frage stellen werde, welche Weisungen, Vorschläge, Angaben an die unteren Behörden des weiten Reiches weitergegeben werden. Das ist eine unbewußte, stillschweigende Unterordnung unter die Kirche, die Macht der Wahrheit, das Walten des hl. Geistes, der nach einem Schriftwort „weht, wo er will, und niemand weiß, woher er kommt“.

Caelestis urbs Jerusalem, beata pacis visio, Jerusalem, du Himmelsstadt, des Friedens Wohnung süß und traut. So singt die Kirche in der Vesper des Kirchweihfestes. Die Kirche aus Steinen gebaut, weist hin auf die lebendige Kirche, die Stiftung Jesu. Und so läßt sich dieser Hymnusvers auch auf die katholische Kirche deuten. Ja, du heilige Kirche, du bist die Wohnung des Friedens. Wer in deinem Schatten sitzt, genießt den Frieden, den heiligen Gottesfrieden und im voraus die Freude des himmlischen Jerusalem. Wie weit und entgegenkommend ist dein Herz, wie stark deine Liebe, wie ausdauernd deine Treue. Was habe ich dir zu danken für deine Leitung und Führung, für deine Gaben und Gnaden. Wie hast du mich gehalten und getragen, wenn ich sinken und liegen bleiben wollte. Wie bist du mir nahe gewesen, wenn Glaube und Vertrauen schwinden wollte. Immer bist du mir Licht und Leuchte, Steden und Stab gewesen, du heilige, ehrwürdige, du viel geschmähte, viel verachtete, aber dadurch mir um so teurere, gottgeweihte Jungfrau, Frau und Mutter. „Vergesse ich dein, so werde vergessen meine Rechte, meine Bunge bleibe an meinem Gaumen, wenn ich dein nicht gedenke, wenn ich dich, Jerusalem, nicht setze zur ersten meiner Freuden.“ (Ps. 136, 5—6.)

Bpe.

Pfingsten!

Jeht Tage wehen Sehnsens, frommen Harrens,
Seit siegverklärt der Herr zur Höhe stieg,
Seit bei verschloss'ner Tür, im kleinen Kreise,
Des Weltalls Lärm und Sorge gänzlich schwieg.

Da kommts von Osten her, wie Wetterbrausen,
Wenn's tobend stürzt durch laue Märzennacht,
Daß Blüh um Blüh in warmen, weichen Knospen
Zu holdem Maientraume froh erwacht.

Da kommts von Osten her — ein Wetterbrausen,
Und Feuerzungen, voller Glut und Licht;
Auf jedes Jüngers Haupt; in jedes Seele,
Daß alles Morsche jäh zusammenbricht.

Daß jäh aus Niedern Sonnenhöhen tauchen,
Daß jedes Herz in Himmelsliebe glüht;
Und alle Augen tatendurstig leuchten,
Aus zager Scheu nur Heldensinn erblickt.

Und Petrus, der in Angst den Herrn verleugnet,
Tritt vor das Volk — ein Redner und ein Held! —
Und geistesmächtig preißt er seinen Meister
Als gottgeordnet Heil für alle Welt.

Und Judas Volk, die Fremden aus Aegypten,
Aus Griechenland, vom Euphrat und aus Rom;
Sie alle hören ihrer Heimat Klänge,
Sie alle packt der einen Rede Strom.

Funftausend Männer neigen sich dem Kreuze,
Empfangen dann desselben Geistes Kraft;
Der wie ein Sturm die erntereifen Völker,
Unheil'ges läuternd, heilgend, an sich rafft.

O großer Pfingsttag du, aus deinen Quellen
Stammt alles, was der Ewigkeit gehört;
O reiß in deinen Feuerbann doch alles,
Was dich noch flieht, von Lug und List betört!

Dann wandle um, was jetzt in blut'gem Hader,
In furchtbarer Berserkerei sich bekriegt;
Daß doch dein Geist, in Gnad' und Treu und Frieden
Für alle Völker, alle Zeiten siegt!

L. A., O. F. M.

Aus dem Schatze liturgischer Schönheit

Die Wechselgesänge der Pfingstmesse.

Pfingsten! O Name voll Sonne und Klang! Wohl bei keinem Feste klingt das tausendstimmige, gewaltige Naturlied mit dem Hergensjubil der gläubigen Seele so zusammen wie an diesem Hochfeste des Kirchenjahres. Die Natur hat in Feld, Wiese und Wald ihr schönstes Kleid angelegt; aus den sonnigen Lüften, aus dem schimmernden Buschwerk klingen und singt in unendlichem Chor; in den Menschenaugen sprüht die frohe Lebenslust, und in den Menschenherzen ist so warm und hell ob all der Herrlichkeit da draußen und drinnen. Da hinein klingt der Glocken mächtig Rufen, der Orgel majestätisch Brausen, des Kirchenganges hehre, heilige Melodie. Wie tief ist wieder der Sinn dieser altbewährten Sänge, wie einfach und doch so künstlerisch schön die Melodie in den Wechselgesängen der Pfingstmesse! Introitus und Kommunion, die in mächtig erregter Bewegung des Pfingsttages hebr's Geheimnis preisen; Allelujaverse, Sequenz und Offertorium, die in kindlich vertrauter Weise um Zuwendung reichster Pfingstgnade flehen.

Introitus: „Der Geist des Herrn erfüllt den Erdbereich, Alleluja! Und dem, der Alles zusammen hält, ist jeder Laut bekannt, Alleluja, Alleluja! Es erhebe sich Gott, daß zerstreut werden seine Feinde, und fliehen, die ihn hassen, vor seinem Angesichte! Ehre sei dem Vater usw. Der Geist des Herrn usw.“ — Wie hat doch der Geist des Herrn den Erdbereich erfüllt! Um das für das Diesseits abzuschätzen, mühte man all das Gute, das seit dem Pfingstmorgen des Jahres 33 geschehen ist, mit leiblichem Auge sehen, mit menschlichem Maße messen können: all die stille Tugend verborgener Seelen, all die Großtaten christlicher Männer und Frauen, die aus Licht traten, all die Tränen, die barmherzige Liebe getrocknet, all das Elend, das eine gottgesegnete Hand gehoben, all die Kämpfe, die um Ehre und Tugend ausgefochten, all die Siege, die im Schein des Gottesgedankens gefeiert wurden. Die Welt würde, wenn all dies irdische Maße annehmen könnte, es nicht fassen können. Und alles dieses hat der Geist Gottes, der hl. Geist mit seiner Gnade angeregt, begleitet und vollenden helfen. Er, der am Pfingstmorgen auf die Apostel herabkam, durch feurige Zungen sie läuterte und erleuchtete, der sie eine Sprache lehrte, die alle Völker verstanden, die Sprache der hl. Kirche in ihren erhabenen Gebräuchen, in ihrem geheiligten Dialekte. Bei diesem Wirken im Organismus der Kirche hat der hl. Geist immer Feinde gehabt, er hat sie auch jetzt noch und wird sie immer haben, darum die Bitte des Psalmverfessers: „Es erhebe sich der Herr, daß zerstreut werden seine Feinde!“

Nicht nur wegen dieser Feinde, auch weil es einmal so im Heilsplane Gottes liegt, müssen wir den hl. Geist auf uns, auf unsere Umgebung, auf das Wirken der Kirche, auf die Tätigkeit weltlicher und geistlicher Vorsteher herabflehen. Es geschieht in den Allelujaversen, der Sequenz, dem Offertorium.

Der erste Allelujavers richtet sich an den himmlischen Vater, oder auch an den Erlöser; er bittet um den hl. Geist, der einst bei der ersten Schöpfung über der Oede schwebte — reichstes Leben verleihend —, daß er in den Herzen der Gläubigen der Schöpfer geistiger, himmlischer Welten werde und so das Antlitz der Erde erneuere, indem er ihre Bewohner heiligt: „Alleluja, Alleluja! Sende aus deinen Geist und sie werden geschaffen, und du erneuerst das Antlitz der Erde. Alleluja!“

Im zweiten Allelujaverse vernahmen wir den Flehruf an den hl. Geist selbst; in innig trauter Melodie entströmt dieses Pfingstgebet den warmen Herzen frommer Sänger, während der Priester samt Gemeinde auf den Knien liegt: „Komme, heiliger Geist, erfülle die Herzen deiner Gläubigen und entzünde in ihnen das Feuer deiner Liebe!“ Was dieses Feuer der Liebe bewirken soll, drückt so herrlich die Pfingstsequenz aus, eines der schönsten Lieder aus dem Schatz christlich kirchlicher Poesie:

Komm, o heil'ger Geist herab! Send von deinem Lichte Gab
Einen Strahl in unsre Brust!
Komm, der Armen Trost; o Geist! Komm, der Gnaden du verleiht!
Komm, der Herzen Licht und Lust!
Unser Trost bei herber Last! Unser Seele süßer Gast!
Süßeste Erquickung du!
Rührung in der Sünden Mut! Der Bedrängten Trost und Mut!
In der Arbeit wohliger Ruh!
O du Licht voll Seligkeit! Deine ganze Christenheit
Sei von deinem Strahl erhellt!

Ohne deine Gottesgnad bleibt der Mensch ohne gute Tat;

Ist der Sünde bloßgestellt.

Wasch die Sündenmahl fort, nehe, was in uns verborrt;

Seile, was verwundet steht!

Beuge starren Eigensinn, Kälte schmilz in Liebe hin;

Leite den, der irre geht!

Gib der Gnaden Siebenzahl deinen Gläubigen allzumal,

Welche fest auf dich vertrau'n!

Gib uns Tugend in der Zeit! Gute Reif' zur Ewigkeit!

Gib, daß wir den Himmel schau'n!

Amen, Alleluja!

Der Glaube an die umgestaltende Macht des hl. Geistes hat dies Lied eingegeben. Da er so reich ist, rufen wir im Gefühl unserer Armut zu ihm und vertrauen, daß er alles Sündhafte von uns nimmt, zu jeglicher Tugend aber Kraft verleiht, sobald wir einst in Glorie enden.

Das Offertorium krönt all diese Flehrufe der Pfingstmesse: „Befestige das, o Gott, was du gewirkt unter uns, von deinem Tempel, der in Jerusalem ist; die Könige sollen dir Geschenke bringen. Alleluja!“

Die Bitte um die große Gnade der Beharrlichkeit! Auch sie kommt uns durch den hl. Geist zu. Vom Tempel des neuen Jerusalem her; vor allem durch Teilnahme am hl. Opfer und der hl. Kommunion. Wenn wir der hl. Messe andächtig beiwohnen, die hl. Kommunion als Vollendung der Opferung würdig empfangen, dann wird uns der hl. Geist immer mehr in seine Gewalt bekommen, wir werden immer mehr eins mit Gott, die Wahrscheinlichkeit, daß wir ausharren, wird mit jedem Gottesdienste solcher Art größer. So dürfen wir wohl die Bitte des Offertoriums auffassen als einen Ruf um Gnade, daß der hl. Geist uns doch helfe, den hl. Geheimnissen mit immer größerer Andacht und Teilnahme bewohnen zu können; so wird dann immer mehr das Gute, das er schon an uns getan, befestigt werden.

Der Kommunionvers lenkt unsere Gedanken zurück zum Wunder des ersten Pfingsttages. Er schildert in markigem Ausdruck und Inhalt die Herabkunft des Trösters auf die Apostel, die dann hinaustraten aus der Stille des Abendmahlsaaes und in langer, dornen- — aber auch erfolgreicher Apostelarbeit die Großtaten Gottes verkündeten: „Es entstand plötzlich vom Himmel ein Brausen, gleich dem eines dahersahrenden gewaltigen Sturmwindes, da, wo sie saßen. Alleluja! Und alle wurden mit dem heiligen Geiste erfüllt und verkündeten die Großtaten Gottes, Alleluja, Alleluja!“ — Zeigen auch wir, daß wir den hl. Geist in uns empfangen haben: durch ein echt christliches Leben. Nicht nur in der Stille des Gotteshauses, nein, draußen im großen Leben, im Lärm und den Versuchungen der Welt! Seien wir wie die Apostel mutvolle Vertreter der Gottesfurcht, wenn es die Umstände einmal erheischen; dann arbeiten wir mit an der Erneuerung der Erde, dann ist die Gnadenheimführung des Pfingsttages auch für uns der Anfang eines erfolgreichen Apostolates. Die Zukunft wird gerade nach dem Kriege an uns Anforderungen stellen, die ein Prüffeld sein werden, ob wir vom hl. Geist befeelt sind, ob wir einen Frieden verdienen, der uns hier besser macht und so drohen zu ewigem Glücke bringt. Das will allein der hl. Geist, die Sonne und Kraft des Pfingsttages!

P. B., O. F. M.

Der hl. Philipp Neri — allen alles

(25. Mai.)

Er erwartete sich Ruhm im Umgang mit dem Volke. (Eccli, 50, 5.)

Wer glücklich ist, kann glücklich machen;
Wers tut, vermehrt sein eigen Glück
Mein.

Diese paar Worte charakterisieren aufs Treffendste das Leben eines Heiligen, der selbst dem „Seiden“ Goethe Bewunderung abgezwungen, das Leben des hl. Philipp Neri.

Er wurde 1515 zu Florenz geboren. Den aufgeweckten, lebenswürdigen Kleinen mit dem klaren unschuldsvollen Blicke, der reinen Stirn, auf der stets ein ganzer Himmel an Kindesglück lag, hatte jedermann lieb. Wo er hinkam, gab's freudige Mienen. Seine angesehenen, frommen Eltern verloren durch einen Brand den größten Teil ihrer Habe, so kam Philipp zu einem reichen Oheim in S. Germano im Neapolitanischen. Dieser Oheim war für den „guten Philipp“ bald gerade so eingenommen wie die Eltern und Bekannten in Florenz. Der Nefte sollte darum alles erben, aber deshalb auch ein tüchtiger, gewandter Kaufmann werden. Doch Philipps Sinn stand nicht nach den Risten und Kassen eines großen Geschäftshauses, ein zählendes und rechnendes Leben wäre ihm der Tod gewesen. So nimmt uns auch nicht Wunder, daß er eines Tages spurlos verschwindet, um im großen Völlerhaufen Rom plötzlich aufzutreten. Hier wurde der zwanzigjährige Hauslehrer bei einem reichen Florentiner; der Vondsmann ließ ihm soviel Spielraum, daß er sich nebenbei auf den geistlichen Stand vorbereiten konnte. Er lebte sehr streng, des tags den Pflichten eines Hauslehrers und Theologiestudierenden, des nachts lag er in den Vorhallen der Kirchen dem Gebete ob. Nachdem er so ein paar Jahre eifrig studiert hatte, gab er ebenso plötzlich den Wissenschaften den Abschied, wie er früher den Oheim verlassen, um ganz Gott und dem Nächsten zu leben. In tiefster Einsamkeit bereitete er sich zu diesem Opferleben vor; Gott suchte ihn dabei mit solch überfließender Gnade heim, daß er ausrief: „Genug, o Herr, genug! Mein Herz ist zu eng und klein!“ Dann trat er hinaus in die Welt. Wo sich Menschenleide

zeigte, war Philipp schnell zur Stelle. Ganz gleich, ob der Scherz und die Not sich in düstiger Gestalt dem Armen zugesellte, oder unter Purpur und Seide den Reichen quälte; der Heilige wußte stets zu helfen. Bald hatten sich mehrere Gleichgesinnte zu ihm gefunden; mit ihnen schloß er sich zu einer Bruderschaft zusammen, die den Pilgern Herberge und Rat in allem gewährte. Fünfzig Jahre nach ihrem Bestehen, beim großen Jubiläum im Jahre 1600, haben über 270 000 Fremde von ihr Unterstützung erhalten.

Mit 26 Jahren empfing Philipp auf den Rat des Beichtvaters hin die hl. Priesterweihe. Seine Nächstenliebe war damit geädelt, zur Liebe und Erbarmung eines Apostels geworden. Von da ab gehörte er ganz dem römischen Volke.

Auf den Plätzen der Großstadt, den Gassen und Straßen ihrer Vororte konnte man ihn zu jeder Stunde treffen. Den Studenten half er zu Brot und Büchern, den Armen zur Unterkunft, zu Kleidung und Nahrung; Gedrückten sprach er Mut zu; Irrenden wußte er mit wunderbarem Erfolge zu raten; überhaupt, wo sich ein Menschenauge in Armut gekennte zeigte, half er, der Tröster aller. Als Priester, als echter Vater der Seelen bewies er sich den Sündern gegenüber; er wußte für jeden Rat; ihm widerstand keiner. Und dabei wußte der Heilige stets den rechten Ton zu treffen; sein Benehmen in den Kreisen des Adels war taktvoll, in Mitte des Volkes herzlich und gütig; jedem begegnete er mit unwiderstehlicher Liebe. So war er bekannt und beliebt am Hofe des Papstes, in den Palästen des Adels, in den Häusern der Bürger, in den Hütten der Armen. Allen war er Alles!

Im Jahre 1575 sammelte Philipp bei dem Kirchlein S. Maria la Bassicella junge Männer um sich, die durch wissenschaftliche und religiöse Vorträge sich anzuregen suchten. Der Gottesdienst im Kirchlein wurde mit besonderer Feierlichkeit begangen, sodas der Raum bald die Besucher nicht mehr fassen konnte; es entstand eine große und herrlich ausgestattete Kirche; die Vereinigung aber wuchs sich zu einer Kongregation aus, die Gregor XIII. bestätigte, die Kongregation des Oratoriums, die der Kirche Männer schenkte, wie den berühmten Kirchenhistoriker Baronius, den bekannten englischen Kardinal Newman und den ausgezeichneten Geistesmann Faber. Das Ansehen des Heiligen stieg von Tag zu Tag. Da ihm jegliches Lob und jegliche Anerkennung zuwider war, tat er manches, worüber die Welt den Kopf schüttelte; vor allem gab er sich noch mehr als bisher der Jugend hin; mit ihr spielte und tollte er in fröhlicher Ungezwungenheit, ihnen las er erbauliche und ergötzliche Geschichten vor und erzählte von den reichen Erlebnissen seines bewegten Lebens; alles, um die Jugend vor dem Bösen zu bewahren. Vielen, vielen jungen Menschen ist er so der Führer zu zeitlichem und ewigem Glücke geworden.

Nachdem er so achtzig Jahre Gott und der Menschheit unermüdet gedient, nie an sich gedacht, schied er mit der gewohnten Seelenruhe von binnen; noch an seinem Sterbetage las er mit himmlischer Andacht die hl. Messe. Am Fronleichnamstage 1596 ging er ein zur ewigen Belohnung. Urban VIII. sprach ihm 1622 heilig.

Allen alles sein! Sollte das nicht gerade für die schweren Tage des Krieges unsere Lösung sein?! Von sich selbst absehen, um dem Nächsten, dem Vaterlande zu dienen, fordert mit unabwiesbarer Wucht die Stunde. Vor allem seiner eigenen Bequemlichkeit entsagen, es nicht „furchtbar“ finden, wenn an uns Opfer herantreten, die wir früher nicht gekannt: das sollte jetzt Selbstverständlichkeit sein, wo doch Millionen, die uns nahe stehen, Leib und Leben für uns in die Schanze schlagen! Des hl. Philipps Beispiel sollte uns da Ansporn und Mahner sein. Und wenn du auch keine irdische Auszeichnung erhältst, droben wird, wenn deine Gedanken bei allem Gutes tun auch einmal himmelwärts gehen, deine Auszeichnung so sicher erfolgen, wie es einen ewigen, gerechten Gott gibt. Aber auch schon hienieden wirst du, lieber Leser, dir dann gestehen müssen:

„Ich diente, und mein Lohn war Frieden!“ (Fr. W. Weber.)
P. S. B., O. F. M.

Pfingsten, das Fest der Liebe

Stiche von Thesi Bohrn.

Frau Maria stand vor dem Spiegel, sie hatte ihre Toilette beendet und betrachtete sich mit kritischen Blicken. Das Ergebnis dieser Kritik aber war ein beifälliges Urteil. Gut sah sie aus — keiner würde ihr die 35 Sommer anmerken. Ihr Teint war tadellos frisch, das lockige Haar schimmerte bronzefarbig und ihre elegante Gestalt kam in dem einfachen Reformkleid aus leichter, dunkelblauer Seide prächtig zur Geltung. Sie hatte keinerlei Schmuck angelegt, nur an der linken Hand glänzte ein kostbarer Ring. Frau Maria wurde ernst, als ihr Blick darauf fiel. Sie war an einem Wendepunkt ihres Lebens angelangt, denn sie stand im Begriffe, sich ein zweites Mal zu verheiraten. Diesen Ring hatte ihr Oberst Schlanding geschenkt, mit den Begleitworten, er hoffe, ihn an ihrem Finger zu sehen, wenn er am Pfingstfest zu ihr kommen wird, sich das Jawort zu holen. Er fühlte sich zwar schon längst im Besitze dieses bedeutungsvollen Wortes, aber er wollte es klar und deutlich von ihren Lippen hören. Frau Maria seufzte. Klar und deutlich, wird sie es mit gutem Gewissen auch so aussprechen können? Liebt sie denn diesen Oberst Schlanding? Ja, sie glaubte wenigstens ihn zu lieben. Er war einer jener glänzenden Offiziere, die durch ihr sicheres Auftreten, ihr Selbstbewußtsein und ihre bezwingende Liebenswürdigkeit sich

alle Herzen im Sturme erobern. Er war ein schöner Mann und reich, hatte somit die Wahl zwischen den schönsten, reichsten und jüngsten Mädchen seiner Kreise und er wählte sie, die all diese Eigenschaften eigentlich nicht besaß. Ihn aber reizte ihre Eigenart, er nannte sie immer Orchidee oder die Frau mit den Sphingaugen.

Sie wurde von vielen beneidet wegen dieser Eroberung, aber auch von ebensoviele verurteilt, und mit Recht. Sie verschloß sich dieser Einsicht nicht. Er wollte ihr alles zu Füßen legen, Name, Stand, Reichtum, verlangte aber dafür ein riesiges Opfer von ihr. Sie mußte sich von ihren Kindern trennen, sie durfte ihre Lieblinge nicht mitnehmen in ihr neues Heim, die sollten bei den Stiefeltern ihres verstorbenen Mannes bleiben und da das neue Heim gar weit entfernt lag, war die Trennung eine ausgiebige und es gab höchstens einmal im Jahr ein kurzes Wiedersehen. Das war hart, sehr hart, manchmal schien es ihr unmöglich. Aber dann dachte sie wieder, wie viel mehr sie den Kindern angedeihen lassen konnte, wenn sie nicht mehr so zu sparen brauchte, wie jetzt, wenn sie mit vollen Händen geben und ihnen vielleicht eine bessere Zukunft sichern konnte.

Und dann — sie wollte sich's eigentlich nicht eingestehen, aber sie dürstete nach Freude, Leben, Genuß, denn sie war darin bis jetzt zu kurz gekommen in ihrem Leben. Sie hatte immer nur schwere Pflichten zu erfüllen und Kranke zu pflegen gehabt. Schon daheim, als ganz junges Mädchen, eine ältere, immer kranke und geisteschwache Schwester, dann die Eltern und später ihren Mann. Sie hatte ihn aus innigster Liebe geheiratet, doch nach mehreren Jahren ungetrübten Familienglücks wurde er vom Schlage gerührt und stieg dahin; sein endlicher Tod bedeutete für ihn eine Erlösung. Seit fünf Jahren war sie Witwe. Es war eine Zeit voll Sorgen und Aufregungen gewesen. Sie lebte zwar nicht in sorglichen, aber doch in einfachen, bescheidenen Verhältnissen — wer konnte es ihr verdenken, wenn sie auch einmal aus dem Vollen schöpfen wollte, wenn sie das ergriff, was sich ihr so verlockend darbot? Tat sie Unrecht? Ja, wer das wissen mochte! Eines stand fest, froh, so recht aus vollem Herzen, konnte sie dieses Verhältnisses nicht werden; trotzdem war sie entschlossen, ihr Jawort zu geben; der Verstand sprach dafür und deshalb wollte, mußte sie ihre widerstrebenden Gefühle zum Schweigen bringen. Hier galt es rasch handeln, Schwanken und Grübeln führte zu nichts. War einmal die Brücke abgebrochen, gab's kein Zurück mehr, dann würde sich das weitere von selbst finden.

Sie setzte sich auf einen Stuhl gegenüber der Eingangstür und sah nach der Uhr. Noch eine halbe Stunde und er wird zu dieser Pforte hereintreten, sie wird ihm die Hand reichen — und ihr Schicksal war besiegelt.

Im Nebenzimmer wurde es plötzlich laut — was war das? Die Kinder? Unmöglich, die hatte sie doch fortgeschickt auf einen Spaziergang — waren die schon wieder zurück? Die konnte sie jetzt am allerwenigsten brauchen. Mißbilligend hob sie den Kopf, als die schmale Tapetentüre in der Ecke aufging, aber ihr strenger Blick verwandelte sich in einen weichen, gerührten, als die Kinder, alle dreie, eines hinter dem anderen hereinstürmten. Voran Erich, ihr ältester, der vierzehnjährige Gymnasiast mit den großen, sprechenden Augen und den Zügen des Vaters; dann Essi, die zwölfjährige Mädchenknospe, mit dem leuchtenden Baushaar und dem leinen Stumpfnäschen, und zum Schluß Karl, ihr jüngster, das liebe siebenjährige Mädchen.

„Ah, Mama, Mama, wie schön du bist!“ rief Essi bewundernd. „Warum hast du dich heute so schön gemacht?“

„Weil Feiertag ist“, meinte Kurt prompt und setzte hinzu: „Pfingsten — was ist das eigentlich für ein Fest, Pfingsten?“

„So, das weißt du nicht, Dicker?“ rief Erich mit überlegener Miene und kramte sofort wichtig seine Kenntnisse aus: „Dieses Fest wird gefeiert zu Ehren des heiligen Geistes, des Geistes der Liebe, der in Gestalt feuriger Zungen auf die Apostel herab kam.“

„Ja“, nickte Frau Maria, „zu Ehren des heiligen Geistes, des Geistes der Liebe, wird das Fest gefeiert; der Liebe, welche die Menschen eint und gut machen soll.“

Eli war hinter Mutters Stuhl getreten und vergrub nun ihr Gesichtchen in Muters üppigem Haar: „Liebst du uns? Liebst du uns, Mutter? Wir lieben dich so sehr.“ Sie sprach es nicht in Worten aus, aber die Mutter hörte es so. Erich nahm ihre Hand und küßte sie zärtlich und Kurt kletterte energisch auf ihren Schoß und schlang seine dicken Arme um ihren Hals.

„Liebst du uns? Liebst du uns?“ Sie fragten es nicht, aber die Frage drückte sich in ihrem Tun aus, unbewußt, innig, deutlich werdend.

„Kinder, Kinder, ihr wißt nicht, was ihr tut!“

Vor Frau Maria versank plötzlich die ganze Welt des Scheines, die sie in der letzten Zeit um sich her aufgebaut hatte, und alles, was ihr noch vor wenigen Minuten begehrenswert erschien, nach dem sie mit glühendem Verlangen die Hände ausgestreckt, erschien ihr nichtig und wertlos. Besaß sie nicht einen Schatz, einen großen, unermesslichen Schatz? Schien ihr nicht das Licht der Welt?

Und ihre ganze Umgebung nickte ihr zu so traut und warm. Die einfachen, lederbezogenen Stühle, die Hängelampe, die Stiche in ihren schlichten Holzrahmen, die wollenen Gardinen und die Blattpflanzen in der Fensterede. „Ja, ja, ja, einen Schatz, einen unermesslichen Schatz. Und all der ersehnte Luxus von Samt und Seide, von kostbaren Teppichen und Bildern lag weit zurück wie ein überstandener Fiebertraum, aus dem sie zur

beglückend gesunden Wirklichkeit erwachte. Die heißen Tränen glänzten ihr im Auge, ihr war so wohl, so leicht, ein Singen und Klingen zog durch ihre Seele und sie überließ sich willenslos den Liebessungen ihrer Kinder. Sie hatten's alle vier überhört, daß schon zweimal an die Türe geklopft wurde und hatten's übersehen, daß sich endlich die Türe öffnete und Oberst Schlanding in seiner ganzen Größe und Herrlichkeit in ihrem Rahmen erschien. Mit einem Blicke erfaßte er die ganze Gruppe und ein kaltes „Guten Tag“ kam endlich über seine Lippen. Mit einem Schlag war der Zauber, der diese Gruppe umfassen hielt, gelöst. Frau Maria erhob sich, der selige Schimmer, der ihr Gesicht verklärte, machte einem tiefen Ernste Platz.

„Geh! jetzt, Kinder, geht ins Wohnzimmer, ich komme gleich nach“, sagte sie sanft. Und die Kinder gingen.

Minutenlang standen sich die beiden Menschen schweigend gegenüber. Da zog die Frau den kostbaren Ring vom Finger und reichte ihn dem Manne hin.

„Maria! Gnädige Frau! Das kann Ihr Ernst nicht sein, besinnen Sie sich und handeln Sie nicht in der Aufregung des Augenblicks.“

„Bitte, nehmen Sie, ich bin ruhig und mir voll und ganz bewußt, was ich tue.“

„Das ist unmöglich! Dann kennen Sie die wahre Liebe nicht, wissen nicht, was Liebe ist!“

„Doch ich weiß, was Liebe ist: die Liebe, welche die ganze Welt überstrahlt, die Menschen eint und gut macht und nicht sie trennt und auseinanderreißt. Trachten auch Sie diese Liebe zu erringen und Sie werden glücklich sein.“

Die Jagd nach dem Glück

Eine Skizze von Karl Müller.

Das Glück, es ist ein schönes Reh,
Das sich nicht läßt einfangen,
Schon mancher, der es jagen ging,
Ist leer nach Haus gegangen.

Es war einmal ein Mann, dem ging es in seinem Leben herzlich schlecht. Nichts wollte ihm glücken, und so ging es mit seinen Vermögensverhältnissen statt vorwärts nur rückwärts. Er bewirtschaftete mit seiner Familie einen kleinen Gutshof, den er von seinen Eltern ererbt hatte. Alle seine Bemühungen, wie seine Vorfahren das Glück hier zu finden, waren vergeblich; das Unglück verfolgte ihn auf Schritt und Tritt. Der Arzt kam aus seinem Hause und der Viehdoktor aus seinen Stallungen fast nicht heraus. Seine Fruchtfelder wurden von Hagelschlag heimgesucht, und das Feuer hatte wiederholt in seinem Heim gewüthet. Er war, wie die Leute zu sagen pflegen, der reinste „Rech- oder Unglücksvogel“.

Oft hatte er in stillen Stunden schon darüber nachgedacht, was wohl die Ursache sei, daß das Glück ihn meide wie der Fuchs die Falle, während es doch bei seinem Nachbarn, dem reichen Besitzer der Erlennmühle, im Hause wie ein guter Hausgeist ein- und ausgehe. Doch so sehr er seine Gedanken auch hin- und herwarf, einen einleuchtenden Grund konnte der Sucher des Glückes nicht finden.

In einer Nacht hatte er nun einen erregten Traum. Er sah eine weiße Lichtgestalt auf der Straße, die an seinem Gehöfte vorüberführte, dahervandeln. Sie glich einem Engel in langem, wallendem Kleide. Auf ihrem Antlitze lag ein überirdischer Glanz, und das Glück strahlte aus ihren Augen und Mienen. Diese Lichtgestalt war die Göttin des Glückes, die sich auf einer Erdenwanderung befand, um Rast und Einkehr bei allen denen zu halten, die ihrer Nähe würdig seien.

„Endlich, endlich kommt das ersehnte Glück!“ rief der Träumer laut im Schlafe aus und streckte die Arme aus, um der Lichtgestalt herbeizuwinken, sie gleichsam an ihrem Falkengewand zu fassen und zur Einkehr in seinem Gehöft zu nötigen. Doch welche Enttäuschung! Der Engel des Glückes ging vorüber und würdigte seine Behausung nicht einmal eines Blickes. Ganz in Schweiß gebadet vor Erregung fiel der Schläfer wieder in seine Kissen zurück.

Am anderen Morgen, als ihm sein Traum voll und ganz zum Bewußtsein kam, faßte er einen seltsamen Entschluß. Er wollte dem Glück nachjagen, um es wie ein flüchtendes Reh einzufangen und mit Gewalt in seine Häuslichkeit zu bannen. Gedacht und getan. Unser Gutbesitzer ließ sich bestes Pferd satteln, bestieg dasselbe, und mit Windeseile ging es nun hinter der Spur des Glückes her.

Raum war er eine Strecke geritten, da sah er wirklich die Göttin des Glückes, wie er sie im Traume gesehen, in einiger Entfernung ruhig ihre Straße ziehen. Da erfaßte unseren Glücksjäger eine namenlose Aufregung. Sein Blut kochte gleichsam in seinen Adern, und der Schweiß rann in dicken Tropfen von seiner Stirn. Keuchend rief er aus: „Jetzt kommst du in meinen Besitz, du magst wollen oder nicht!“ Er gab dem Pferde die Sporen, daß es in seinem gestreckten Galopp fast kaum noch den Boden berührt und gleichsam Feuer aus seinen Rüstern sprühte.

Jetzt war der Reiter dem Glück nahe auf den Fersen. Schon beugte er sich auf seinem Rosse vor und streckte die Hand aus, um es an seinem wallenden Gewande zu erfassen. Siehe, da wandte es sich höhnisch um, und wie auf Flügeln getragen, schwebte es eine große Wegstrecke vorwärts.

Der Glücksjäger rief einen Pfau aus, doch er gab die Verfolgung der so heiß ersehnten Gestalt nicht auf. Unter allen Umständen wollte er sein Ziel erreichen. Wie rasend jagte das schäumende Ross dahin und mit ihm sein vor Erregung leuchtendes Reiter. Seine Sinne schienen zu schwinden, und seine Augen funkelten wie in Fieberglut. Daß das Ross Menschen überrannte und zu Reichen stampfte, merkte sein Reiter nicht. Sein Auge hing nur an der Lichtgestalt, die ihr neidendes Spiel mit ihm trieb. Sie ließ ihren Verfolger ganz nahe an sich herankommen, tänzelte mit leichten Schritten und lächelndem Munde vor ihm her. Doch wenn er sie fassen wollte, husch! entschlüpfte sie wie ein vom Wind bewegtes Irlicht wieder seiner Hand und schwebte in weite Ferne. So hatte die wilde Jagd nach dem Glück schon eine geraume Zeit gedauert, ohne daß der Glücksjäger in seinem Verfolgungswahn daran dachte, die Fährte aufzugeben.

Da plötzlich bäumte sich das Ross hoch auf und fiel dann mit einem schweren Fall tot nieder. Der Reiter hatte es zu Tode geritten. „Auch dieses Unglück noch!“ rief er voll Verzweiflung aus. Jetzt sah er die Nutzlosigkeit seines Vorhabens ein, und ganz erschöpft und seines Denkens fast nicht mehr mächtig, trat er zu Fuß den Heimweg an.

Da sah er im Walde abseits des Weges die Mauer eines Einsiedlers, die er bei seiner Hinfahrt in der Aufregung gar nicht bemerkt hatte. Friedlich stand dieselbe in einem wohlgepflegten Gärtchen, beschattet von uralten Eichen. Das kleine Türmchen der nebenstehenden Kapelle zeigte wie ein Finger zum Himmel. Der Eremit saß auf einer Holzbank vor dem Eingange zu seiner Eremitage und las in einem frommen Buche, während dabei seine linke Hand den Kopf eines zahmen Rehcs streichelte, das sich wie ein treuer Hund an sein rauhes Gewand schmiegte.

Als unser Sucher des Glückes diese Stätte des Friedens erblickte, blieb sein Fuß wie festgebannt stehen. „Hier wohnt gewiß das Glück, das dich flieht wie das Wild den Jäger“, seufzte er. Da seine Füße der Rast benötigten, trat er durch das kleine Gartentürchen in das Reich des Einsiedlers ein. Dieser hieß ihn freundlich willkommen und lud ihn ein, neben ihm auf der Holzbank Platz zu nehmen. Dann fragte er seinen Gast, was er Schweres auf dem Herzen habe, oder wie er ihm sonst dienen könne.

Dieser erzählte ihm offen sein Bemühen, das Glück zu erjagen, wie jedoch sein Bestreben erfolglos gewesen sei, ja ihm ein neues Unglück durch den Verlust seines besten Pferdes eingebracht habe. Der Einsiedler hörte den Herzenserguß seines Gastes ruhig an. Dann sprach er in mildem Tone: „Vieher Freund! ihr habt von dem Glück einen ganz falschen Begriff. Mit demselben ist es so eine eigene Sache. Es läßt sich nicht absichtlich erjagen, wie der Jäger dem Wilde nachjagt. Ja, wenn es merkt, daß man ihm in dieser Absicht nachstellt, dann zeigt es sich eigensinnig und kehrt erst recht nicht bei seinem Sucher ein.“

„Aber es wohnt doch in so vielen Häusern und Familien“, erwiderte unser Jäger des Glückes, „wie haben denn diese Mitmenschen es an ihre Schwelle gebannt?“ „Das ist einfacher als man es denkt“, setzte der Einsiedler seine Belehrung fort. Wenn man in seinen Bestrebungen gar nicht an das Glück denkt, es gleichsam ignoriert, dagegen alles das in der rechten Weise tut, was die Grundbedingungen des wahren Glückes sind, dann stellt es sich eines Tages ungerufen und ungesucht wie ein guter Freund von selbst ein.“ „Und dürfte ich fragen, wie dieses Universalglücksmittel heißt?“ forschte aufmerksam der Glücksbedürftige.

Da nahm der Einsiedler aus seinem Buche ein Bildchen, auf dem war der Engel des Glückes und Herzensfriedens dargestellt, und darunter standen die Worte: Ora et labora! das heißt: „Bete und arbeite!“ „Dieses ist das rechte Mittel für die Gewinnung des Glückes“, versicherte der Eremit, und wer es in der rechten Weise anwendet, der wird und kann auf die Dauer nicht unglücklich sein. Legt das Bildchen zu Hause in euer Gesangbuch und schenkt dem Spruche jeden Sonntag eine kurze Betrachtung. Dann versichere ich euch, das Glück lehrt eines schönen Tages von selbst bei euch ein wie dieses zahme Reh, das in meiner Klause sich ein Heim suchte. Und nach Jahresfrist kommt wieder zu mir und berichtet mir von der Wirkung des genannten Glücksmittels.“

Der Sucher des Glückes ging heim und befolgte mit seiner Familie den Rat, den ihm der Einsiedler als Glücks- und Lebensregel mit auf den Weg gegeben. Gearbeitet hatte er auch bis her schon fleißig, doch leider dabei den Ausblick nach oben, das Gebet, vergessen. So fehlte seinem Wirken und Schaffen der himmlische Segensstau, den der Mensch nun einmal bei dem Werke seiner Hände nicht entbehren kann.

Und siehe, in kurzer Zeit wandelten sich die Verhältnisse des bisher vom Unglück Verfolgten zum Besseren. Das Glück, das bisher sein Heim gemieden hatte, kehrte eines schönen Tages von selbst ein und nahm hier bleibenden Aufenthalt. Auch hin und wieder eintretende Schicksalsschläge ließen es immer wieder von neuem aufleben.

Nach Jahresfrist stattete der Glückliche dem Einsiedler einen Besuch ab und berichtete diesem von der wunderbaren Wirkung seines Glücksmittels. Ein Schein der Freude huschte bei seinen Worten über das durchgeistigte Antlitz des Eremiten, und er ermahnte ihn zur Treue und Ausdauer. Von des Einsiedlers Hand gesegnet zog er wieder heimwärts und war bei Gebet, Arbeit und Zufriedenheit glücklich bis an sein seliges Ende.